

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 66 (1986)
Heft: 6

Artikel: Zivilisationskritik kontra Ökonomie
Autor: Küng, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-164338>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Emil Küng

Zivilisationskritik kontra Ökonomie

Der Angriff

Bezeichnung und Geisteshaltung

Geläufig ist der Ausdruck «Kulturkritik». Sein Inhalt ist jedoch überaus umfassend und entsprechend vage, genau wie auch der Begriff der Kultur selbst mehrdeutig ist. So spricht man heutzutage von einer «Unternehmenskultur» und meint damit etwas ganz anderes als das, was die Kulturkritiker aufs Korn zu nehmen pflegen. Wir haben uns deshalb entschlossen, im vorliegenden Zusammenhang eher die Bezeichnung «Zivilisationskritik» zu verwenden, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil als Objekt der vorgebrachten Einwände die Wirtschaft ins Auge gefasst wird.

Dabei handelt es sich nicht bloss um die privatwirtschaftliche Erwerbstätigkeit, sondern ebenso um die öffentlichen Betriebe – z. B. des Gesundheitswesens oder der Energiegewinnung. Wenn die Umweltverschmutzung und der Umweltschutz diskutiert werden, wenden sich die Vorwürfe nicht ausschliesslich gegen die kapitalistische Wirtschaftsordnung, sondern ebenso sehr gegen die planwirtschaftlichen Systeme. Anvisiert wird weiter die Auswirkung der Technik mit ihren Freisetzungseffekten, ihren Computern und der Telekommunikation, die Technisierung des Krieges mit ihren Massenvernichtungsmitteln. In Frage gestellt werden auch die Forschung und Entwicklung – Beispiel Genmanipulation – mit ihrer Tendenz zu mangelhafter Selbstkontrolle.

Ganz allgemein wird bemängelt, dass «die Wirtschaft» einen viel zu grossen Einfluss auf das menschliche Denken und Verhalten ausübe. Theologen und Altphilologen kreiden ihr an, dass sie die Menschen zu Egoisten mache oder dass die Ellbogengesellschaft ihr Werk sei, dass das Gelddenken in den Vordergrund rücke und dass die kulturellen und musischen Werte zu kurz kämen. Es sei eine Geisteshaltung des Materialismus, die gefördert werde, und es wäre an der Zeit, dass die Gegenwart allmählich durch eine «postmaterialistische» Periode abgelöst würde.

Illustriert wird dies anhand der Kontroverse zwischen Ausbildung und Bildung. Im Vordergrund stehe heute die Berufsausbildung der Heranwachsenden zu Leuten, die später imstande seien, Spezialisten auf ihrem Fachgebiet zu werden – etwa Informatiker. Das Humankapital, das ihnen auf den Lebensweg mitgegeben werde, müsse einen möglichst hohen – selbstverständlich finanziellen – Ertrag abwerfen. Die Ausstattung mit Fähigkeitskapital habe dafür zu garantieren, dass die Wettbewerbsfähigkeit gewährleistet bleibe. Von Allgemeinbildung, von Vertrautheit mit Kunst und Literatur, von Selbstverständnis und Weltverständnis, von Geschichte und Philosophie sei nur noch am Rande die Rede. Dass die Bildung nicht bloss Produktionsmittel, sondern auch eine Art von Konsumgut und Spender von Erbauungsnutzen und nicht nur von Geltungsnutzen sein könne, werde kaum mehr zur Kenntnis genommen. Stattdessen dominiere der unmittelbare Praxisbezug des vermittelten Wissens – und damit die innere Verarmung bei äusserem Wohlstand.

Der psychologische Hintergrund der gekennzeichneten Haltung, die bei manchen Gymnasiallehrern und Literaten anzutreffen ist, könnte in einem gewissen Sozialneid zu erblicken sein. Da stellt man fest, dass Absolventen, die in Latein nur eine ungenügende Note erzielten, später zu Grossverdienern wurden, die sich ungleich mehr leisten können als ihre ehemaligen Lehrer. Oder man beobachtet, dass die Gehälter in der Wirtschaft rascher steigen oder höher liegen als bei den Schulen und beim Staat. Das Sozialprestige der Ausbilder und der Journalisten lässt nach dem Urteil der Betroffenen zu wünschen übrig, verglichen mit dem der Sportgrössen oder der Manager. Um dennoch die eigene Selbstachtung zu wahren, kritisiert man «die Wirtschaft» und fühlt sich erhaben über ihr buchhalterisches Denken. Doch lassen wir solche Verdächtigungen auf sich beruhen und wenden wir uns dem sachlichen Gehalt der Zivilisationskritik zu.

Verwirtschaftlichung des Lebens

Rationalität der Handlungsabläufe und der Überlegungen sind es, die in der modernen Wirtschaft gefordert werden, Rendite ist es, die die Grundvoraussetzung und den Massstab für den Erfolg bildet. Geldwerte sind es, in denen alles erfasst wird. Buchhalterische Abbilder der Realität sind es, mit denen die Führungskräfte zu tun haben, nicht die Wirklichkeit mit ihren Farben und Gefühlen, mit Freud und Leid, mit Menschen und ihren Sorgen. Insofern ist das Leben weithin ökonomisiert, auf Tauschwerte reduziert. Die Dinge werden als Waren erlebt und an Märkten gehandelt, ohne dass damit Gefühlswerte verbunden wären.

Das kommt besonders deutlich zum Ausdruck, wenn ein Handwerker oder Künstler mit grösster Hingabe etwas geschaffen hat. Er wird diesen Gegenstand gegen «schnöden Mammon» verkaufen müssen und dabei jene Wertschätzung hinzunehmen haben, die das betreffende Objekt beim Zusammenspiel von Angebot und Nachfrage erfährt. Verletzen derartige Transaktionen nicht zutiefst das menschliche Gefühlsleben? Bedeuten sie nicht, dass Lebenswerte erbarmungslos in Marktwerte umgerechnet werden und dass letzten Endes nur diese zählen? Ist damit der Markt zum Mass aller Dinge gemacht worden und nicht der Mensch?

Eine solche Geisteshaltung hat ihre Rückwirkungen auch auf die Beziehungen unter den Menschen selbst. Sie finden etwa darin ihren Niederschlag, dass man von der Ware Arbeitskraft spricht und auch für sie einen Markt mit seinem Angebot und seiner Nachfrage kennt. Dem Boss wäre es möglicherweise am liebsten, wenn seine Arbeiter ihre Seele ähnlich wie die Mäntel bei der Garderobe am Fabrikeingang ablegen würden und sich nachher wie Maschinen aufführten, die weder ärgerlich noch unlustig, weder freudig erregt noch betrübt sind und die weder Streikbeschlüsse fassen noch Lohnforderungen anmelden. Es ist nicht zu leugnen, dass das schwer berechenbare Verhalten der Arbeitnehmer in ihrer Eigenschaft als Menschen unerwünschte Störungen in das fugenlose Ineinandergreifen der Arbeitsabläufe bringen kann. Ebenso steht ausser Zweifel, dass die Verwirtschafterung dazu geführt hat, die Menschen weitgehend gemäss ihrem Produktionswert einzuschätzen und von allem übrigen als unwesentlich abzusehen.

In der Tat kennzeichnet sich die moderne Leistungsgesellschaft dadurch, dass die Fremdachtung, die jemandem entgegengebracht wird, sich in nicht geringem Masse nach seinem Potential, Geld zu verdienen, bemisst. Der Mensch wird auf seine ökonomische Funktion reduziert; auch sein Selbstwertgefühl hängt davon ab, wie erfolgreich er in dieser Hinsicht ist. Er gilt nicht in erster Linie als Familienvater, sondern als Bankangestellter. Was ins Gewicht fällt, ist nicht sein Kunstsinn, sondern die Frage, ob er tüchtig ist. Relevant ist nicht seine Weisheit, sondern sein Vermögen. Beruf und hierarchische Position sind wichtigere Statussymbole als die Konfession oder die politische Einstellung. Unter allen Rollen, die der Mensch spielt, überragt die ökonomische. Ist es angesichts dieses Tatbestandes übertrieben, von einer Verwirtschafterung des Lebens zu sprechen?

In die gleiche Richtung deutet der Umstand, dass manche – insbesondere Neureiche, die einen harten Aufstieg hinter sich haben – glauben, sie könnten mit Geld alles kaufen. Die Vorstellung von der Käuflichkeit des Glücks ist charakteristisch für eine Weltanschauung und Lebens-einstellung, in der das wirtschaftliche Element den absoluten Vorrang

geniesst. Damit stimmt es überein, dass der demonstrative Konsum den Mitmenschen darüber Aufschluss geben soll, wie weit man es gebracht hat. Der eine sucht den anderen in dieser Hinsicht zu übertreffen und darzutun, nicht nur was er geleistet hat, sondern wieviel er sich leisten kann. Was liegt näher, als dass in einer Konsumgesellschaft eben dieser sichtbare Verbrauch – etwa in Gestalt dauerhafter Konsumgüter – zum Mittel wird, sich gegenüber anderen abzuheben und auf diese Weise Sozialprestige zu gewinnen?

Sättigung und Übersättigung

Zu den übelsten Begleiterscheinungen oder direkten Folgen des Wohlstandes in unserer Zivilisation zählt das, was man als «sekundäre Armut» bezeichnen könnte: eine Art von Übersättigung an den Gütern, die der Markt vermittelt – nicht bloss an jenen des Magens, sondern des Konsums schlechthin. Typische Vertreter der Gegenwart haben sich die Ideologie der Konsumgesellschaft insofern in einem Höchstmass angeeignet, als sie überzeugt sind, das Glück auf Erden lasse sich durch Konsum erzwingen. Dabei handelt es sich nicht nur um den Konsum der üblichen Verbrauchs- und Gebrauchsgüter, sondern auch um Orgien, Perversionen, Rauschgifte. Diese Steigerung ergibt sich, weil die Vergnügungen des Alltags dem auf Lustgewinn Erpichten immer weniger zu bieten vermögen und weil deshalb stets stärkere Reize gesucht werden.

Bei diesen Extremprodukten der Wohlstandsgesellschaft offenbart sich, wohin es führen kann, wenn das konsumtive Glück zum Mittelpunkt, zum einzigen Inhalt des Lebens gemacht wird. Was resultiert, ist nämlich Armut – allerdings nicht äussere, sondern innere Armut. Leute, die an nichts anderes denken als daran, wie sich am besten amüsieren könnten, sind in der Tat aufs höchste zu bedauern, entbehrt doch ihr Leben jeglichen höheren Sinnes und aller tieferen Befriedigung. Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, wenn sie zum Opfer einer tödlichen Langeweile werden; und da ihnen ihr Leben wenig bedeutet, liegt denn auch der Ausweg des Selbstmordes nahe. Aber nicht nur das. Der Verlust der Transzendenz, das Fehlen des moralischen Haltes gibt häufig Anlass zu einer spezifischen Art von Wohlstandskriminalität, die psychologisch nur zu erklären ist aus dem Überdruß. Es kommt zur Luxusverwahrlosung.

Nun liesse sich einwenden, die Not der Satttheit bei den Snobs sei ihre eigene Angelegenheit; sie verdienten kein Bedauern, wenn sie keine lohnenden Ziele für ihr Leben fänden. Doch auch sie gehören unserer Gesellschaft an; von ihnen gehen Ausstrahlungen auf die übrigen Mit-

glieder aus. Sodann könnte darauf aufmerksam gemacht werden, dass Lieschen Müller, wenn es die illustrierten Zeitungen durchblättert, ein gewisses Wohlgefallen dabei empfindet, wenn es sieht, wie «seine» Film- oder Fernsehstars wohnen, sich vergnügen – denn es denkt nicht im Traum daran, selbst sich Ähnliches leisten zu können.

Eine solche Bescheidenheit ist gewiss löblich, aber sie ist im Rahmen der Konsumgesellschaft alles andere als selbstverständlich. Sobald sie indessen abgelöst wird durch Gefühle der Provokation und der Missgunst, ändert sich die Beurteilung. Dann erwachen nämlich unerfüllte Sehnsüchte, das Anspruchsniveau hebt sich, während die wirkliche Versorgungslage noch die gleiche bleibt. Möglicherweise führt es auch zu Mehranstrengungen im Beruf, damit das Einkommen sich erhöht und die erstrebten Ziele näher rücken. Das muss jedoch in der Regel bezahlt werden mit einem Plus an Unannehmlichkeit, ist doch die Arbeitsbefriedigung auf den unteren Stufen der Hierarchie vielfach nicht sehr gross. Es wird dann beispielsweise Schwarzarbeit ausschliesslich um des zusätzlichen Verdienstes willen geleistet.

Die Übersättigung im Wohlstand gleicht einer Pandorabüchse. Was bei einer bescheidenen Dosis als willkommen empfunden wird, erweist sich bei stärkerer Dosierung als Gift. Gibt nämlich der Wohlstand Anlass zum Luxuskonsum, der sowohl für die Betroffenen wie für die Umwelt verheerend wirkt, so erhebt sich die Frage, ob er nicht als solcher verhindert werden sollte, damit auch die unerwünschten Begleiterscheinungen wegfallen.

Die Verteidigung

Konsumpflicht?

Was erwidern die Vertreter der Wirtschaft auf alle die vorgebrachten Entschuldigungen? Befinden sie sich nicht in einer aussichtslosen Lage insofern, als die Aufrechterhaltung des Wirtschaftskreislaufes und damit auch des Beschäftigungsgrades tatsächlich ein Verhalten der Menschen wünschenswert erscheinen lässt, welches auf das Ausgeben der erhaltenen Einnahmen hinausläuft? Zwar handelt es sich dabei nicht um eine moralische Pflicht, doch offenbar um einen ökonomischen Sachzwang. Und wenn darüber hinaus gemäss der Ideologie der Konsumgesellschaft das

Anspruchsniveau der Wirtschaftssubjekte immer höher geschraubt wird, entspricht dies durchaus dem Drang nach fortgesetztem Wirtschaftswachstum, der sich nicht mit dem einmal erreichten Versorgungsniveau zufrieden gibt, sondern bestrebt ist, weiter zu kommen, Umsatzsteigerungen zu erzielen und die Gewinne zu vermehren, die entstandenen Kosten auf eine grössere Absatzmenge zu verteilen und so die Stückkosten zu reduzieren.

Allerdings erscheint es übertrieben, von einer «Sklaverei der Konsumgesellschaft» oder von einem «Konsumterror» zu sprechen, der etwa von der Reklame ausgeübt wird. Ob man nämlich ihren Appellen Folge leisten will, ist dem Mitglied der Wohlstandsgesellschaft anheimgestellt. Das war zweifellos anders in einer Phase der Armutsgesellschaft: hier blieb dem einzelnen kaum etwas anderes übrig, als seine Kräfte voll einzusetzen, um den Lebensunterhalt für sich und seine Familie zu sichern – aber nicht unter dem Einfluss der Lockungen zum Verbrauch, sondern unter dem Druck der Bedürftigkeit. Hier verhält sich mit anderen Worten der einzelne von selbst so wie es anscheinend den Notwendigkeiten der Ökonomie entspricht.

Ist dagegen diese Periode einmal überwunden, so erweitert sich der Freiheitsbereich. Man braucht ja, individuell gesehen, nicht unbedingt Schwarzarbeit oder Überstunden zu leisten, um noch mehr zu verdienen. Die relative Armut, d. h. die Einkommensunterschiede, die es natürlich auch in der Wohlstands- und Überflussgesellschaft noch gibt, sind in erster Linie eine Frage der persönlichen Einstellung, die sicherlich den Einwirkungen der Aussenlenkung unterliegt. Aber solchen Einflüsterungen kann man sich entziehen, wenn man die nötige Widerstandskraft aufbringt. Die Weigerung, sich einspannen zu lassen, mag subjektiv durchaus sinnvoll sein, nachdem die Vorbedingungen für die Konsumgesellschaft sich im Vergleich zur Vergangenheit so sehr verschoben haben.

Natürlich wird man sich gewissen Sanktionen aussetzen, wenn man es wagt, gegen die Normen der Konsumgesellschaft zu verstossen. Man kann als Sonderling und Aussenseiter taxiert werden, wenn man beispielsweise darauf beharrt, ohne Wagen auszukommen, während praktisch alle anderen einen haben. Verzichtet man auf einen Fernsehapparat, obwohl man ihn sich leisten könnte, so riskiert man, als altmodisch und exzentrisch betrachtet zu werden. Ein Zuwiderhandeln gegen die herrschende Mode trägt erstaunte Blicke ein. Dennoch ist die «Ächtung» nicht derart schwerwiegend, dass jemand, der über das nötige Selbstbewusstsein verfügt, sie nicht gelassen hinzunehmen vermöchte. Aussenseiterpositionen sind nicht mehr so ungewöhnlich, wie das in der ständischen Gesellschaft der Fall gewesen sein mochte; die Toleranz gegenüber Abweichungen von der

Norm hat zugenommen. Infolgedessen ist auch der Widerstand gegen die Sozialzwänge und den Konformitätsdruck nicht mehr etwas derart Heldenhaftes wie noch zur Zeit, da die Suffragetten für das Frauenstimmrecht und -wahlrecht kämpften.

Doch hier geht es nicht so sehr um die subjektiven Aspekte des Problems, sondern um die Verteidigung der gegebenen Ordnung durch die Makroökonomien, die Beschäftigungspolitiker, die Kreislauftheoretiker und die Verfechter des Wirtschaftswachstums. Was haben sie auf die Vorwürfe der Zivilisationskritik zu entgegnen?

Sparen und Investieren

Sie werden zunächst hervorheben, dass es für die Aufrechterhaltung des Kreislaufes – einmal abgesehen vom Wachstum – nicht darauf ankommt, ob die Einkommensempfänger «genügend» Konsumausgaben machen, sondern ob das Geld in Zirkulation verbleibt. Ja, sie werden sogar so weit gehen, zu behaupten, dass in einzelnen Ländern – wie z. B. den USA – die Konsumquote, bezogen auf das gesamte Volkseinkommen, eher zu gross als zu klein sei oder dass – von der anderen Seite her gesehen – die natürlichen Personen zu wenig sparen.

Nun gibt es freilich die Auffassung, die Spartätigkeit wirke sich im Prinzip deflatorisch aus und trage insofern dazu bei, die Beschäftigungsmöglichkeit für die Arbeitswilligen zu beeinträchtigen. Allein dieser Gedankengang ist keineswegs zwingend, obwohl er in einer Phase der Depression allerhand für sich hat; werden unter solchen Umständen Einkommensteile beiseite gelegt oder auch den Banken anvertraut, so ist in der Tat keine Gewähr dafür geboten, dass sie weitergeleitet werden und zur Finanzierung von Investitionen dienen. Unter einigermassen normalen Bedingungen findet jedoch keine derartige Hortung statt – um so weniger, wenn das Geld laufend an Kaufkraft verliert und die Banken für die entgegengenommenen Fremdgelder Zinsen entrichten müssen, also einem unwiderstehlichen Druck ausgesetzt sind, ertragbringende Ausleihungen zu machen.

Eine «zu niedrige» Sparquote wird daher den Zufluss von Mitteln zum Kreditmarkt und mittelbar zu den Unternehmungen und den Gemeinwesen knapphalten. Das Resultat: ein relativ hohes Zinsniveau, und zwar nicht bloss nominell, sondern auch real, also unter Abzug der herrschenden Inflationsrate. Da die öffentliche Hand ihre Haushaltsfehlbeträge auf jeden Fall decken muss und auch kann, verdrängt sie in ihrer Eigenschaft als Nachfrager auf dem Kreditmarkt die Nachfrager aus der Privatwirtschaft,

und die Zinsen bleiben höher, als sie unter anderen Umständen wären. Die Unternehmungen leiden unter hohen Kapitalkosten und sind weniger imstande, ihren Produktionsapparat zu modernisieren und allenfalls zu erweitern. Sie geraten technisch in Rückstand; der Bestand an Sachkapitalien veraltet und die internationale Wettbewerbsfähigkeit lässt auf die Dauer zu wünschen übrig. Die Kapitalintensität der Produktionsmethoden geht im Vergleich zu anderen Ländern zurück.

Hinzu kommt, dass ein Teil des Kapitalbedarfs aus dem Ausland gedeckt wird, falls dies möglich ist. Das hohe Zinsniveau wirkt ja als Magnet für ertragsorientierte Kapitalbewegungen. Die betreffende Volkswirtschaft produziert insgesamt weniger als sie verbraucht; sie lebt über ihre Verhältnisse. Solange sie im Urteil potentieller ausländischer Gläubiger kreditwürdig genug ist, lässt sich der Fehlbetrag der aussenwirtschaftlichen Leistungsbilanz durch Kapitalzuflüsse decken. Nur ist dies mit einer wachsenden Auslandsverschuldung verknüpft, die natürlich entsprechend zunehmende Zins- und Tilgungsverpflichtungen zur Folge hat. Kurz: die Lage ist unstabil, und die eingeschlagene Entwicklung lässt sich nicht unbegrenzt fortsetzen.

Daraus geht mit aller Deutlichkeit hervor, dass in makroökonomischer Betrachtungsweise kein Interesse an einer besonders niedrigen Sparquote besteht. Eher trifft das Gegenteil zu, wenn man Wert darauf legt, über einen leistungsfähigen Produktionsapparat zu verfügen, international konkurrenzfähig zu bleiben und nicht zu sehr vom guten Willen ausländischer Gläubiger abhängig zu sein. Der Appell an den Konsum darf mit anderen Worten gar nicht «zu erfolgreich» sein. Das konsumtive Glück sollte nicht zum Mittelpunkt aller menschlichen Bestrebungen werden, gibt es doch auch übergeordnete Gesichtspunkte, welche andere Ziele der Gemeinschaft in den Vordergrund rücken.

Effizienz und Anstrengung

Einer der zentralen Einwände gegen den heutigen Alltag besteht ohne Zweifel darin, Kunst und Kultur kämen wegen der weitgehenden Verwirtschafterung des Lebens zu kurz. Demgegenüber muss die Frage aufgeworfen werden, ob hier nicht die Vergangenheit idealisiert wird. Gewiss gab es in früheren Jahrhunderten Adel und «leisure class», Gesellschaftsschichten also, die keiner Erwerbstätigkeit nachzugehen brauchten, weil Untertanen für sie sorgten oder der Vermögensertrag ausreichte, um einen luxuriösen Lebensstil zu pflegen und in den Salons geistreiche Gespräche zu führen.

Dem stand jedoch das Elend der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung gegenüber. Wenn während der ersten industriellen Revolution Kinderarbeit als selbstverständlich galt und während sechs Wochentagen von früh bis spät gearbeitet werden musste – sofern überhaupt eine Beschäftigungsgelegenheit zu finden war –, kann wohl keine Rede davon sein, dass die Freizeit für die meisten mehr als die bloße Erholungsfunktion haben konnte. Erst die Produktivitätssteigerung gestattete es, das Versorgungsniveau des Durchschnittsbürgers anzuheben und die Arbeitszeit so zu verkürzen, dass auch Zeit und Kraft übrig blieb, um sich anderen und edleren Dingen zu widmen als dem Lebensunterhalt. Dazu aber war es unerlässlich, zunächst einmal technische und organisatorische Fortschritte zu erzielen, Kapital zu bilden und den Produktionsapparat auszubauen, sich anzustrengen und die Prinzipien der Leistungsgesellschaft zu verinnerlichen. Es galt, die Produktion und Verteilung effizient zu gestalten und Zweckrationalität zu einer dominierenden Verhaltensmaxime zu erheben. Zu diesem Zwecke waren Kosten-/Nutzen-Analysen, Rentabilität und ökonomische Allokation der verfügbaren Ressourcen, Buchhaltung und das Denken in Geldwerten unerlässlich.

Dass diese Art des Denkens dann auch auf andere Bereiche als das Arbeitsleben übergriff, war schwer zu vermeiden. Denn zunächst ging es darum, einmal die Armutsgesellschaft zu überwinden und die Energien darauf zu konzentrieren. Dass diese Aufgabe bis heute erst in den «alten Industrieländern» gelöst ist, offenbaren die Verhältnisse in der Dritten Welt mit aller Deutlichkeit. Dass es dabei auch zu Übertreibungen wie der vaterlosen oder mutterlosen Gesellschaft kam und dass sich eine Anspruchsinflation breitmachte, dass die Pendelbewegung also zu weit in der Richtung eines materialistischen Denkens und Handelns ausschlug, erscheint allen jenen verständlich, die sich mit gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen auseinandersetzen.

Heute spricht man indessen bereits vom Übergang in eine nach-materialistische Epoche. In der Zwischenzeit konnte man es sich gestatten, den Sozialstaat auszubauen und auch den benachteiligten gesellschaftlichen Gruppen einen menschenwürdigen Lebensstandard zu gewährleisten – aber nur auf Grund der reichlicher anfallenden Früchte der Leistungsgesellschaft. Es wurde möglich, eine minimale und einigermaßen kostenlose Ausbildung für alle sicherzustellen und bis zu einem gewissen Grade Chancengleichheit herzustellen. Die Schicht- oder Klassengrenzen verwischten sich, und die Gesellschaft wurde nach oben durchlässig. Die Transferausgaben der öffentlichen Hand nahmen gestützt auf die Einführung des Progressionsprinzips bei der direkten Besteuerung überdurchschnittlich zu; die nicht-erwerbstätigen Reichen verschwanden von der

Bildfläche. Wer sich heute am stärksten anstrengt, sind die Verantwortungsträger. Von der Freizeitgesellschaft profitieren am ehesten die Angehörigen der unteren Schichten, während die Selbständigen die längste Wochenarbeitszeit kennen.

Wenn in der Gegenwart die Lebensqualität anstelle der fortwährenden Erhöhung des Lebensstandards in den Mittelpunkt des menschlichen Strebens gerückt ist, bleibt zu bedenken, dass dies nur möglich wurde gestützt auf die Leistungen der Ökonomie. Sie verächtlich zu machen, besteht daher kein Anlass; stattdessen hätten wir allen Grund, dankbar zu sein für die Entbehrungen und Anstrengungen derer, die das Fundament für unseren Wohlstand legten. Sollten wir aus einem Zustand der Sättigung in eine Not der Übersättigung geraten, so ist das unser Fehler; offenbar sind wir dann mit den Problemen nicht erfolgreich fertig geworden, die der Übergang zu neuen Lebensbedingungen unweigerlich mit sich bringt.

So werden wir noch vermehrt lernen müssen, fit zu bleiben trotz sitzender Lebensweise, die Neigung zu Süchtigkeiten aller Art unter Kontrolle zu bringen, neue lohnende Ziele ausfindig zu machen, nachdem alte Ideale ihre Anziehungskraft eingebüsst haben. Dass viel mehr Menschen als früher Gelegenheit haben, sich mit Kunst und Kultur zu beschäftigen, steht ausser Zweifel. Ob sie es wirklich tun, ist eine ganz andere Frage. Die Voraussetzungen wurden jedenfalls durch die Produktivitätssteigerung der Wirtschaft geschaffen.

Dass damit gleichzeitig auch neue Schwierigkeiten erwachsen sind, ist allerdings nicht zu leugnen. So haben wir Raubbau betrieben an dem uns anvertrauten geologischen Kapital. Wir haben die Absorptionsfähigkeit des Ökosystems für Schadstoffe überfordert und die Umwelt verschmutzt. Es wird gewaltiger Aufwendungen bedürfen, um hier die Dinge wieder in Ordnung zu bringen. Aber nur eine ertragreiche Wirtschaft wird überhaupt imstande sein, die nötigen Mittel hierfür abzuzweigen.

Schliesslich werden aber auch nach wie vor ökonomische Anstrengungen erforderlich sein, um nicht zurückzufallen. Denn die Konkurrenz – etwa ist Ostasien – schläft nicht. Wer sich ihr gegenüber behaupten will, wird es nicht bloss mit Fleiss und Anstrengung tun können, sondern die schöpferischen Fähigkeiten auf allen Stufen mobilisieren müssen. Beim Innovationswettbewerb geht es um die Kreativität, um die Fähigkeit, neue Probleme zu erfassen und zu lösen. In dieser Hinsicht stehen die Chancen nicht gar so schlecht.